

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 57 (1980)

Heft: 7

Artikel: Auf Wegen und Umwegen

Autor: Fringeli, Albin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oft bekundet Albin Fringeli die berechtigte Sorge, wir könnten in der Fremde und im Lärm der Motoren und Maschinen, in einseitig materialistischer Zielsetzung, in der Mühsal des Handeltreibens und Geldverdienens, im Jubel und Trubel oberflächlichen Lebens Personmitte («s Härz») und Ziel verlieren, den geraden Weg, das rechte Mass in Arbeit und Gebet verlassen. Da sagt er tröstlich und ermunternd (nicht verurteilend und den Stab brechend):

*s gitt uff Ärde mänggi Brugg,
suech dr Wäg i d Heimet zrugg!*

Brücke und Weg, die innere Beheimatung zu finden, liegen bereits im überkommenen Erbe bereit: in jener urchristlichen und mittelalterlich-benediktinischen Lebensregel «Ora et labora — bete und arbeite», die den Tag und das Leben unserer Altvordern bestimmt und geregelt hat. Beides, die Arbeitskraft, das Tun des Menschen, wie der Segen Gottes (um den wir beten) wachsen uns aus dem Vorbild der Altvordern, aus der Treue zum Erbe zu:

*Ärdechraft und Himmelssäge
Schlofe still im Hollerbaum.*

Im Gedicht «Vorburg» (siehe in diesem Heft!) ruft die Glocke am Abend zur Sammlung, zum Gebet, zum Gang in die Kirche, zur Wallfahrt. Wer sich «i Chummer und i Sorge» Gott anvertraut, erfährt Erleichterung und Hilfe. Einkehr bei sich selbst, schweigen, still werden, sich auf das Wesentliche besinnen, hinhorchen auf die Stimme der Natur, auf die Stimme Gottes in uns — das sind die Heilmittel, die der Dichter anrät für den Frieden des Herzens und die echte Freude, für die innere Beheimatung (vgl. das Gedicht «Im Riedberg» in diesem Heft). «Mach ne Rüngli d Auge zue», heisst es in «Dr Wäg i d Heimet». Und überaus behutsam:

*Chumm, mer wei ne Rüngli loose —
s chennt ne Ton vo dähne sy!*

Auf Wegen und Umwegen

Albin Fringeli

Bauernbubenwelt

Man konnte sie kaum als Wege und noch viel weniger als Straßen bezeichnen, die Pfade, die von unserem abgelegenen Bauernhaus in den Wald

führten. Wenn ich aber als Primarschüler die Hummeln und Hornissen aufsuchen wollte, ging ich querfeldein zu jenen Stellen, wo ich die Wohnungen dieser Insekten entdeckt hatte. Auch der Schneckengarten des Nachbars bot allerlei Abwechslung und einmal eine bittere Enttäuschung. Ich hatte dem Schneckenzüchter eine Schnecke angeboten. Ich hatte sie in unserem Garten «gefangen». Vom Schneckenmann erwartete ich wenigstens einen Batzen. Er nahm das Tier, legte es zu den anderen und kehrte mir den Rücken. «Keinen Batzen hat er mir gegeben», klagte ich der *Mutter*, und sie belehrte mich, das werde vielleicht noch oft der Fall sein im Leben, man dürfe nicht immer einen Dank erwarten. Man soll den Leuten sogar einen Dienst erweisen, auch wenn sie den schuldigen Dank vergessen! Unser Nachbar, der *Jean-Marie Brand*, war mein liebster Lehrmeister. Er zeigte mir die Sternbilder und brachte mir die lateinischen Namen der Blumen bei. Er sprach auch von der Schönheit der Welt, von den Lilien, dem Senfkörlein, von den Disteln und Dornen, vom Schilfrohr und vom Weizen, die alle in der Heiligen Schrift genannt werden. Drum sei es am Platz, dass schon ein kleiner Knirps die Augen aufmache. Es vergingen Jahre. Ich wurde Sekundarschüler in Laufen und Seminarist in Solothurn. Der gescheite Jean-Marie trat als Bruder ins Gallusstift Bregenz ein. Er blieb auch dort mit der Schöpfung verbunden und schrieb mir, er pflege den Bienenstand und dürfe dabei wacker «tubaklen».

Junger Lehrer in Grindel

Ich wurde Lehrer und durfte nach der Patentprüfung sofort in der Gesamtschule *Grindel* antreten. Es sassen im Schulzimmer etwa siebzig Schüler vor mir. Acht Klassen und dazu ein paar welsche Buben, die die deutsche Sprache erlernen wollten und nebenbei den Bauern als billige Knechtlein dienten. Als Lehrer fiel mir auch die Aufgabe zu, den Kirchenchor zu leiten und die Orgel zu schlagen. Das war eine schöne Aufgabe, obschon sie am Anfang bloss fünfzig Franken im Jahr eintrug. Nach etlichen Jahren wurde das Jah-

resgehalt auf dreihundert währschafte Schweizerfranken erhöht. Um nicht als halbbatziger Musikus meine Pflicht zu erfüllen, radelte ich von Grindel nach Einsiedeln, wo ich während einer Woche einen Choralkurs unter der Leitung des Benediktiners Beat Reiser mitmachte. Hatte der Mann eine Stimme und einen Humor! Wenn seinen Schülern etwas «daneben geriet», sang er die betreffende Stelle noch einmal. Ich weiss heute noch, wie froh man war, wenn ein Gesang nicht in Ordnung war. Dann hatte man die Freude, den Pater Beat nochmals zu hören . . .

Wenn es still geworden war im Dörflein Grindel, die Hefte korrigiert, die Lektionen für den kommenden Tag vorbereitet, reichte es vielleicht vor dem Einschlafen, mit meinen Lieblingen ins Gespräch zu kommen. Es waren die *Bücher* von Gotthelf, Johann Peter Hebel, Alban Stolz, Augustin Wibbelt, Peter Lippert, Heinrich Mohr, Klaus Groth, Hermann Löns und anderen Meistern, von denen der Dorfschullehrer die nötige «Fortsbildung» erhoffte. In der von Löns besungenen Heide durfte ich später mit Gelehrten und Schriftstellern zusammen im Ferienhaus eines Hamburger Mäzens, des Reeders Alfred Toepfer, beglückende Wochen erleben. Der achte Aufenthalt in Norddeutschland fällt just ins Jahr 1980.

Droben in Grindel habe ich auch erlebt, wie wenig Hilfsmittel in der Schulstube nötig sind. Wir hatten keinen Sandkasten, dafür ging man mit den Kleinen an den Wahlenbach hinab. Mit Freude bildeten sie einen Sandhaufen. Mit der Giesskanne liess «man» regnen. Jetzt sahen sie mit eigenen Augen, wie das Wasser sich einen Graben bahnt. Sie begriffen es sofort, was die Grossen unter «Erosion» verstehen. Die Schüler waren selber dabei, als eine Erosion entstand. Sparen musste klein und gross. Wenig Papier verschwenden, dafür jeden Tag die Schiefertafel und den Griffel verwenden!

Die modernen Bestrebungen drangen über alle Grenzen hinweg. Wer nicht mit der Seminarweisheit zufrieden war, besuchte die *Kurse* von Rudolf Steiner in Dornach, die Turnkurse und die Vorträge von C. G. Jung, dem Psychoanalyti-

ker, von Otto von Geyerz, dem Dichter und Deutschprofessor. Wenn aber ein Fest vor der Türe stand, dann hatte sich der Schulmeister oft um recht weltliche Dinge zu kümmern. «Wo können wir die Gläser mieten? Wer ist fähig, nette Sprüche zu dichten, die man auf den Zufahrtsstrassen aufhängen darf, wenn man die Festbesucher willkommen heissen will? Wer leitet die Theaterszene und holt in Basel die Kostüme?»

Als sich einmal während der Pause zwei Schüler stritten, hörte ich draussen die wütende Wilhelmine: «Für was heit dr e Lehrer?» Ja, man hat an vieles zu denken, wenn man ein brauchbarer Schulmeister sein will. Es ist ein harter Weg vom Stundengeber zum Erzieher.

Von den lieben alten Bekannten

Ob es sich um Menschen oder um ihre Bücher handelt, scheint mir gar nicht so wichtig zu sein. Hin und wieder trifft man einen Bekannten, und im gleichen Augenblick steht nicht blass eine vertraute Person, sondern sein Werk vor uns. Niemand kann verhüten, dass nun eine Assoziation der anderen folgt. Es ist sogar möglich, dass die stumme Begegnung in uns ein Glücksgefühl auslöst.

Wie oft meine Grossmutter die Wallfahrtsorte der Schweiz und im benachbarten Elsass aufgesucht hat, kann uns heute kein Mensch mehr sagen. Aus dem Schwarzwald hat sie das Pilgerlied von «Maria im Todtmoos» heimgebracht. Dreisignal wallfahrtete sie zu Fuss nach Einsiedeln. Die Pilgergänge nach Mariastein gehörten zum «täglichen Brot». Man hat sie deshalb gar nicht extra aufgezählt, geschweige denn registriert. Die *Wallfahrten* wurden meistens in der Zeit zwischen dem Heuet und dem Emdet unter die Füsse genommen. Das war die Zeit, wo man auf dem Bauernhof zwei Hände entbehren konnte. Die Angehörigen, die daheim zum Rechten sahen, wussten, dass am Wallfahrtsort auch für sie gebetet wurde. Vielleicht durften sie auch auf einen Rosenkranz (ein «Nüsterli») oder einen anderen Kram hoffen. Die Pilger kehrten nicht in teu-

ren Wirtshäusern ein. In einem Säcklein trugen sie dürres Obst und Speck mit sich. In Bauernhäusern bot man ihnen ein Nachtlager an. Man ging ja nicht an einen Gnadenort, um ein fürstliches Leben zu führen. Die Enthaltsamkeit, die freiwillige Askese, gehörte zur Pilgerfahrt.

Fand irgendwo eine *Primizfeier* statt, fühlte man sich verpflichtet, die Feldarbeit ruhen zu lassen, um bei der Feier der Ersten Messe eines jungen Priesters dabeisein zu können. «Für eine Erste Messe muss man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen. Dieses Opfer wird man gerne auf sich nehmen», hiess es auch bei uns daheim.

Das Reisbüchlein der Grossmutter

Warum mir nun die Grossmutter und ihre Bittgänge erneut eingefallen sind? Sie selber ist nur indirekt daran schuld. Aber ihr «Reisbüchlein» hat mich schon in den Bubenjahren nie zur Ruhe kommen lassen. Dieses ganz sonderbare Büchlein ist im Jahre 1750 in Limberg erschienen. Es ist in Leder gebunden und umfasst 374 Seiten. Schon bevor ich etwas vom Barockzeitalter gehört hatte, fesselte mich der Titel von Grossmutters Gebet- und Reisebuch: «Reiss-Büchlein/Darinnen Anmuthige Morgens- und Abends-Mess-Beicht- und Kommunions Gebett, Officium und Litanei U. L. Frauen etc. Wie auch Unterschiedliche, so wohl allen GOTtliebenden Seelen, als sonderlich denen Reisenden sehr nützliche Unterrichtungen.» Der Verfasser nennt sich «P. Odilo Schrfgger, Benediktiner in dem befreysten Closter Ensdorff». Dem ausführlichen Titel gegenüber steht ein Holzschnitt. Ein Priester reicht einem im Bett liegenden Menschen die Hostie. Darunter mahnt ein Spruch: «Das Menschliche Leben ist nichts anders als trübsaal Angst und Noth. Job 7.»

Das «Reisbüchlein» enthält nicht blass viele Gebete und Litaneien. Es macht auch auf die Märkte vieler Städte aufmerksam. Der Verfasser wird sich gesagt haben, er müsse den Pilger auch auf den Alltag aufmerksam machen. Die Wallfahrer konnten auf dem weiten Weg zu einer Gnadenstätte erkranken. Wie konnten sie sich in solchen



Fällen selber helfen? Für die verschiedenen Gebrechen gibt es Rezepte aus der damals hochgeschätzten «Dreckapotheke». Hier stossen wir auf Ratschläge, die erst in den letzten Jahrzehnten untergegangen sind. Blutende Wunden heilen, wenn man Spinnengewebe darauf legt. Weniger appetitlich empfinden wir heute viele andere Ratschläge aus der «Reiss-Apothecken». Es handle sich um probierte Mittel, die leicht und mit geringen Unkosten zu haben seien. Sau-Kot, Kuhmist und auch lebende Frösche, Wermut, Schwabennester, Schnecken, Rosshaare und andere Dinge muss sich der geplagte Patient verschaffen, wenn er sich von einer bestimmten Krankheit befreien will.

Wie viele Pilger haben sich wohl entschliessen können, die Mittel aus der Dreckapotheke anzuwenden? Die damaligen Quacksalber werden sich überlegt haben, dass die Tiere nicht bloss Gras, sondern auch Heilkräuter gefressen haben. Konnten diese nicht auch nach der Verdauung im Magen des Tieres ihre heilende Kraft ausüben? So gar das Zähneputzen sollte nicht vergessen werden. «Wasche die Zähne öfters mit Eierschalenschalenaschen mit Wein vermischt!»

Über die gebräuchlichen Geldsorten und Münzen gibt der kluge Reiseleiter ebenfalls Auskunft. Dann aber stellt er 99 Fragen, um die Zeit zu vertreiben. Nur ein Beispiel: «Wie vil Weeg gehen von andern Orthen nacher Wien? Antwort: Keiner, dann alle Weeg muss man selber gehen, reuten oder fahren.»

Als Anhang bietet das Reisbüchlein die «Satzungen der Bruderschaft der glorwürdigsten Jungfrauen Mariae». Zahlreich sind die gutgemeinten Ratschläge: «In der Kleidung suche die Sauberkeit nit die Eitelkeit!» Es fehlt auch nicht der «Seelen-Tröster für trostlose Seelen». Vielleicht möchte ein Mensch des wissenschaftlichen Zeitalters mitleidig lächeln, wenn ihm verraten wird, dass ein Bauernbub immer wieder mit einem schier unbändigen Interesse in einem Buch aus dem 18. Jahrhundert geschnuppert hat und darüber die ganze Welt vergessen konnte, weil er das Gefühl hatte, es sei ihm vergönnt, in ein bis-

her unbekanntes Reich zu wandern. Haftet immer noch etwas vom Geiste der Vorfahren an dem arg strapazierten kleinen Lederband? Oder ist es heute der Drang des Erwachsenen, ein Kapitel Kulturgeschichte neu zu erforschen und gleichzeitig jenen Weg im Geiste abzuschreiten, den die Väter und die Mütter gegangen sind?

Das Erlebnis griechischer Liturgie

Was ruft in mir in diesem Augenblick die Erinnerung an die unvergesslichen Stunden in der ärmlichen Kirche Saint-Julien-le-Pauvre in Paris zurück? Ich habe den griechisch-katholischen Gottesdienst ein gutes Jahrzehnt nach dem «Reisbüchlein» erlebt. Der Klang der drei Stimmen, die den Chor ausmachten, erschütterte den Studenten, obschon er wenig vom griechischen Text verstanden hat. Die Beteiligten und die Zuhörer standen so nahe beisammen, dass man das Gefühl hatte, ein Glied in einer Kette zu sein. Die Gesänge waren erfüllt von Poesie. Es war gar nicht nötig, dass der Besucher die einzelnen Wörter übersetzen konnte. Aus den Zeremonien strömte eine Macht, die einen fesselte. Es gab kein Entrinnen. Das «Amin» jenes Karfreitags und die Worte «Theos Kyrios» kamen mit mir heim in die Schweiz. Sankt Julian der Arme. Äusserlich war er arm, besonders wenn man ihn mit der gewaltigen, gotischen Notre-Dame, drüben jenseits der Seine, verglich! Vielleicht war es die Scheu vor dem Lauten und Grossen, die mir den Zugang zur versteckten Herrlichkeit in einem engen Pariser Gäßlein erleichterte. Es war nicht ein lautes Geläute, das die Menschen zusammenrief, aber es war eine heimliche Gewalt, schier gar ein Gespenst, das einen zu einem grossen Erlebnis lockte.

Vom Bücherlesen zum Büchermachen

Ein wackerer Buchdrucker, Josef Jeger in Breitenbach, hat es mir ermöglicht, seit dem Jahre 1923 den Heimatkalender «Dr Schwarzbueb» herauszugeben. Ich muss mich heute noch wundern, dass er einem jungen Schulmeister zugetraut hat, er könne ein jährlich erscheinendes Heimatbuch

schaffen. Als Student der Sorbonne und der Hochschule für Journalismus habe ich in Paris den dritten Jahrgang gestaltet. Die Frau, bei der ich eine nette Unterkunft gefunden hatte, merkte, dass der junge Schweizer oft am Schreibtisch sass. Bald betrachtete sie mich als Schriftsteller. Donnerwetter! Ich wagte kaum an diese Beförderung zu glauben. Sie war mit dem Pariser Schriftsteller *Raymond Clauzel* befreundet. Sie meldete ihm mit sichtbarem Stolz, dass sie nun auch einen Schriftsteller in ihrem Hause habe. Ich wurde zu einer Soirée eingeladen. Eine junge Schriftstellerin war ebenfalls unter den paar Geladenen. Sie gab Auskunft über ihren neuesten Roman «Adam, Eva und die Schlange». Christiane Fournier hiess die Dichterin. Ich musste über meine Arbeiten berichten und war neugierig, welche Schweizer Schriftsteller in Paris geschätzt werden. Mein Kollege Clauzel war nebenbei Redaktor der Frauenzeitschrift «Eve». Als ich ihn fragte, was man in der Weltstadt vom Welschschweizer Eduard Rod halte, antwortete er mir, er kenne ihn wohl, er gehöre zu denjenigen, die gehen, «qui s'en vont!» Der etwas grausam klingende Satz hat sich in meinem Hirn eingenistet. Er lebt weiter, und oft muss ich mich heute fragen, wenn ein Dichter in den Himmel hinauf gerühmt wird: Gehört er nicht schon zu denjenigen, die gehen? Zu den Lauten und Hochgelobten, die man nach wenigen Jahren schon vergessen hat?

Paris: «Action Française»

Ganz andere Töne wuchteten in meine Ohren, als ich dem Monarchisten *Léon Daudet*, dem Sohn des lieben Alphonse Daudet, zuhörte. Dieser Feuerteufel war Arzt, Schriftsteller und Politiker. Wenn er sprach, schritt er wie ein Tiger in seinem Käfig hin und her. Jeden Tag erschien in seiner Zeitung, der «Action Française», ein Leitartikel. Gespannt war man auf die Aufsätze und auch auf die kämpferischen Angriffe auf Politiker und Gelehrte, die ihm nicht in den Kram passten. War ich ein Sonderling, ein unverbesserlicher Träumer, dass ich diesem *Léon Daudet*

nachließ? Es beruhigte mich, als ein Berner Student erzählte, der Professor Gonzague de Reynold sei nie in einer Vorlesung erschienen, ohne dass die «Action Française» aus der Rocktasche herausgeguckt habe! Daudet hat immer provoziert — Reynold auch. Ich habe geschwiegen, aber der unbändige Kerl hat mir trotz allem imponiert.

Mit seinem geistvollen Freund *Charles Maurras*, dem Politiker und Schriftsteller, kämpfte Daudet für die Wiedergeburt des Königreichs Frankreich. Der Herzog von Orléans betrachtete sich als der «Erbe der vierzig Könige, welche in tausend Jahren Frankreich aufgebaut haben». Gross war die Schar der jungen Franzosen, der «Camelots du Roi», die an das kommende Paradies glaubten. «Es lebe der König, nieder mit der Republik ...», sangen sie lautstark und provozierten die «Linken». Schlägereien schienen oft unumgänglich zu sein. Was sollte ein neutraler Bauernbub über diese unerbittlichen Auseinandersetzungen denken? Durfte man den Führer *Léon Daudet* einfach als einen verblendeten Fanatiker abtun? Der gleiche Mann schrieb ja in jenen Jahren zwei Beiträge über den Dominikaner Pater *M.-A. Janvier*.

Der Karwochen-Prediger der Notre-Dame

Während zweißwanzig Jahren hatte der gottbegnadete Prediger von der Kanzel der Notre-Dame herab während der Karwoche zu den vielen Jungen und Alten gepredigt. Jeden Tag. Jedesmal ein Glas Rotwein auf der Kanzel. Drei Abschnitte in der Predigt. Dreimal ein Schluck, damit die Stimme nicht versagte; denn es gab noch keine Lautsprecher. Die riesige Halle musste mit Hilfe einer mächtigen Stimme und einem packenden Vortrag erobert werden. Auf das Gefühl übte aber auch das weisse Gewand des Predigermönchs einen unerklärlichen Einfluss aus! «Er ist der grösste und eindrucksvollste Prediger der Gegenwart», das war die Meinung von Daudet, und in diesem Punkt war ich mit ihm einverstanden. Ob er schuld war, dass ich damals die Predigten des Père Janvier kaufte, weiß ich nicht

sicher. Vielleicht hat die Behauptung von Daudet auf mich gewirkt: «In jede Bibliothek eines Intellektuellen gehört wenigstens ein Band jener Predigten, die auf der Kanzel der Pariser Kathedrale in der Zeit von 1903 bis 1924 gehalten worden sind.» Nach der Predigt sammelten sich vor der Kirche viele Knaben, die mit lauter Stimme die schon gedruckten Kanzelreden anboten. Noch einmal wurde man in ein Staunen versetzt! Wenn man las, was da gedruckt vorlag, und diesen Text mit dem frei vorgetragenen Wort verglich, konnte man eine respektable Übereinstimmung feststellen. Wir begreifen, dass nach der letzten Predigt der Cardinal Dubois die Kanzel bestieg, um den schlichten Pater zu bitten, weiterzufahren. Das inständige «continuez!» war aber machtlos. Nach der letzten Predigt konnten sich alle Zuhörer in ein «Goldenes Buch» eintragen. Der Prediger werde die Unterschriften in der Zelle seines Klosters durchgehen. Ist ihm wohl die Unterschrift eines Schwarzbuben aufgefallen?

«Anarchisten», Minister Hériot und Journalisten
 Die Monarchisten hatte ich kennengelernt. Wie geht's aber bei den *Anarchisten* zu? Unbändige Kerle konnte man ja auch in der Heimat antreffen. Das waren aber keine waschechten Anarchisten. Ein prall gefüllter Saal. Da tritt ein wilder Redner auf, der den Leuten Vorwürfe an den Kopf schmettert, es werde ja nur geschwatzt. Damit könne das Ziel nie erreicht werden. «Theorie nützt nichts.» Und jetzt schleuderte er den Befehl in die lauschende Menge: «Gehet in die Kirchen und schlagt die Priester nieder! Assommez les prêtres!» Hier konnte man nicht über den Inhalt nachdenken; man staunte nur, dass in der Weltstadt verwirrte Propheten herumlaufen und in ihrer vielleicht unbewussten Besessenheit meinten, der Menschheit zu einer freien, glücklichen Zukunft verhelfen zu können.

Da gefiel mir der Minister *Eduard Hériot* schon besser. Er glaubte, den Frieden ernsthaft fördern zu müssen. Ich habe ihm in der Chambre des Députés zugehört und habe mich redlich geärgert, dass es Leute gab, die ihm nicht zuhörten

oder ihn sogar mit Zurufen unterbrachen. Kann man in einer Kulturstadt so rücksichtslos und unanständig sein? Da hatte der Solothurner Dichter und Redaktor Emil Wiedmer mehr Hochachtung vor diesem französischen Politiker. Er schrieb mir nämlich: «Grüssen Sie mir Hériot, den ich liebe wie einen besseren Bruder.» — In der Sorbonne hat mich der Professor *Fernand Baltensperger* angezogen, weil er mich mit den Dichtern der verschiedenen Provinzen bekannt gemacht hat. *Heimatdichter* hier und dort, von der Provence bis nach Lothringen, von den Pyrenäen bis nach Savoyen.

Anstösse gab es aber auch in der Hochschule für *Journalismus*. Wer weiss, sagte ich mir, wer weiss, ob du einmal in einer Schul- oder in einer Redakitionsstube wirken darfst — oder musst. Einer der Dozenten erregte bald meinen Widerspruch. Er lehrte uns, es komme nicht drauf an, welche Meinung man selber habe. Es sei Pflicht, die Aufgabe zu erfüllen, die einem gestellt wird. «Machet euch zu Fürsprechern eures Meisters! Schaut euch am Morgen die letzten Meldungen an. Am Nachmittag kommt ihr in die Stunde und erzählt uns, über welche Kurzmeldung ihr den Leitartikel eures Blattes schreiben möchtet . . .»

Ja, ich habe nicht bloss einen Doppelzentner *Bücher* ins Schwarzbubenland heimgenommen, es kamen so viele beglückende und zum Teil aufregende Erlebnisse mit, die mich durchs Leben begleiten und mich nicht ganz zur Ruhe kommen lassen. Sie wurden ein Stück von mir.

Bildung in Deutschland und in der Bauernstube
 Nach den Franzosen wollte ich auch den Spuren der *Deutschen* folgen. Wieder ein Glücksfall! Eine Studienreise der Studenten der Germanistik der Universität Basel ermöglichte den Besuch von Frankfurt, Weimar, Jena, Nürnberg, Tübingen und Cleversulzbach. Überall hatte der liebenswerte Professor Franz Zinkernagel gute Bekannte, die uns Vorträge hielten und Türen zu Archiven öffneten, die meistens verschlossen sind. In Weimar machte uns der Schweizer Dichter *Jakob*

Schaffner den Vorwurf: «Ihr lauft den Toten nach und vergesst die Lebendigen! Ich kann mit den Herren da oben (er meinte Goethe, Schiller, Nietzsche und andere Klassiker) nichts anfangen!» Sollte man lachend über so selbstherrliche Sprüche hinweggehen oder sein geistiges Inventar nochmals näher prüfen?

Daheim warteten die Kleinbauern auf die Hilfe. Ich habe Bäume gepropft. Als gelehriger Schüler hatte ich einen *Obstbaukurs* hinter mich gebracht. Und das Mähen ging mehr oder weniger schmerzlos vonstatten, nachdem ich es zustande gebracht hatte, die Sense so geschickt zu schwingen, dass die Spitze nicht in den Boden und auch nicht über die Gräser hinweg sauste. In freien Stunden kehrte ich dann bei jenen *Lehrmeistern* ein, die mir erzählen konnten über das Leben und den Glauben ihrer Vorfahren. Sie sprachen nicht von einem Hochschulkatheder herab, sondern von der warmen Kunst, von der «Chöuscht». Vom wunderwirkenden Benediktuspennig war die Rede, vom Nachtjäger, von der Melisse, mit der man die Hexen vertreiben kann, von den Prophezeiungen des Bruders Klaus, vom Bär schwiler Pfarrer Johannes Bochelen, der während der Französischen Revolution als Märtyrer im Elsass drunten erschossen worden war, von den ruhelosen Rittern, die nach ihrem Tod immer noch für ihre Untaten büßen müssen. Ich glaube, die halbdunkle niedrige Bauernstube habe mir ein Kulturgut vermittelt, das eine willkommene Ergänzung zur Weisheit der Lehrsäle und der Bücher bildet.

Wäre es nicht vermessen gewesen, all die eingeheimsten Schätze für mich zu behalten? Ich habe die *Vorträge* und *Vorlesungen* nicht gezählt, die ich im Laufe der Jahre zwischen Genf und dem Bodensee und hauptsächlich in den Schulen, den Vereinen, auf den Festplätzen und im Studio Basel gehalten habe.

Fünf Gedichte und eine Anekdote

Albin Fringeli

Von den Gedichten stammen «Zuversicht» aus dem Festspiel am Solothurnertag an der Expo 1964 zu Lausanne, «Sant Michel» aus «Am stillen Wäg» (1957), die andern aus «Der Holunderbaum» (1949).

IM RIEDBERG

*Hoch im Riedberg foht s a rusche
Dur die feischtri chalти Nacht.
Wulchefätzé flädre obsig,
Und e Chützli isch verwacht.*

*Chunnt ne Bach durab cho zlaufe?
Ghört me s alte Jurameer?
Geischtre ächter d armi Seele
Mit em grosse Toteheer?*

*Tuet dr Liebgott d Orgle spile?
Isch dr Bärg sy hoche Sitz?
Sy ächt d Eiche d Orglepfyffe
Und si Lampe ächt dr Blitz?*

*Hoch im Riedberg singe d Geischter
SLied vom Wärde und Vergoh,
Und mir stöh ellei und loose,
Und mir würde still und froh.*